

6. Diskursanalyse, Diskursgeschichte

von SIMONE WINKO

1. Vorbemerkungen

Was bedeutet dieser Text? Welche Intention hat der Autor mit dem Text verfolgt? Antworten auf Fragen wie diese erwarten viele Leser (noch immer) von literaturwissenschaftlichen Textinterpretationen. In traditionellen hermeneutischen Interpretationen wird dieser Erwartungshaltung meist entsprochen, indem zum Beispiel Aufschluß über die historische Bedeutung von Wörtern, Motiven und Problemen gegeben wird, die im Text nachzuweisen sind, und Informationen über Autor, Entstehungszeit sowie historische Sachverhalte vermittelt werden (→ HERMENEUTISCHE MODELLE). Liest man diskursanalytische Interpretationen mit derselben Erwartung, so entsteht zunächst Irritation: Antworten auf die genannten Fragen sind hier nicht zu finden. Stattdessen werden beispielsweise Texte auf andere Texte und auf Diskurse bezogen, wird nach dem Vorgang des Schreibens selbst und nach der ›Autorfunktion‹ gefragt, werden Texte zu so wenig ›literaturwissenschaftlichen‹ Themen wie Körperkultur, Tischsitten oder Urheberrecht herangezogen. Schnell wird deutlich: Diskursanalytiker folgen einer anderen ›Suchoptik‹, stellen andere Fragen ins Zentrum ihrer Untersuchungen und setzen theoretische Prämissen und Begriffe ein, die sich ›Hermeneutikgewöhnte‹ Leser erst aneignen müssen.

Als eine Art erster Hilfestellung ist dieses Kapitel zu verstehen. Zunächst sollen kurz die leitenden Begriffe dieses Kapitels eingegrenzt werden, um dann theoretische Prämissen und zentrale Begriffe der Diskursanalyse und Diskursgeschichte am Beispiel der Arbeiten von Michel Foucault, dem ›Begründer‹ der Diskursanalyse, zu erläutern. Anschließend sollen diskursanalytische Ansätze in der Literaturwissenschaft charakterisiert, ihre Fragestellungen und ihre Umgangsweisen mit literarischen Texten vorgestellt werden.

2. Die Begriffe ›Diskurs‹, ›Diskursanalyse‹, ›Diskursgeschichte‹

Es gibt keine einheitliche oder gar verbindliche Definition des Diskursbegriffs. Der Begriff ›Diskurs‹ – ursprünglich als Bezeichnung für eine systematische Abhandlung zu einem Thema verwendet –

wird in verschiedenen Disziplinen als eingeführter Terminus mit unterschiedlichen Bedeutungen gebraucht. Zugleich ist er seit den achtziger Jahren ein literaturwissenschaftlicher Modebegriff und insofern oft unspezifisch gebraucht worden. Mindestens vier Typen des »Diskurs«-Begriffs sind aber zu unterscheiden, die jeweils in verschiedenen Varianten auftreten können. In literaturwissenschaftlichen Texten kann der Begriff prinzipiell in allen seinen Verwendungsweisen vorkommen, wenn auch, zumindest seit Ende der siebziger Jahre, der vierte der hier zu beschreibenden Typen dominiert.

(1) In der Linguistik bezeichnet der Begriff »Diskurs« in der Regel zusammenhängende Rede, kohärente Texte. Die Struktur dieser Rede wird nach linguistischen – zum Beispiel strukturalistischen oder sprechakttheoretischen – Verfahren analysiert; gefragt wird nach Sprachfunktionen oder der Konstruktionsleistung beim Hervorbringen solcher Texte.

(2) Philosophisch spielt der Begriff in der »Frankfurter Schule«, besonders bei Jürgen Habermas, eine Rolle. Hier bezeichnet er denjenigen Kommunikationstyp, mit dem sich Personen über den Geltungsanspruch von Normen verständigen.

(3) In der Erzähltheorie bezieht sich der Begriff »Diskurs« (»discours«) auf den formalen Aspekt einer Erzählung. Er bezeichnet das Erzählen, die Narration, während das Erzählte, die Handlungsfolge, »histoire« genannt wird (→ FORMALISMUS UND STRUKTURALISMUS; → GRUNDLAGEN NARRATIVER TEXTE).

(4) Im engeren Sinne »diskurstheoretisch« wird der Begriff disziplinübergreifend in Philosophie, Soziologie, Psychologie, Geschichte und Literaturwissenschaft verwendet. Abhängig von den jeweiligen theoretischen Grundannahmen kommt dieser diskurstheoretische Diskursbegriff in zahlreichen Varianten vor. Vorläufig soll er hier als Bezeichnung für ein »System des Denkens und Argumentierens« verstanden werden, das durch einen gemeinsamen »Redegegenstand«, durch »Regularitäten der Rede« und durch »Relationen zu anderen Diskursen« bestimmt ist (TITZMANN 1991, S. 406). Diskurse sind also keine Einzeltexte oder Textgruppen, sondern Komplexe, die sich aus Aussagen und den Bedingungen und Regeln ihrer Produktion und Rezeption in einem bestimmten Zeitraum zusammensetzen. Ein Beispiel: Der »juristische Diskurs des 19. Jahrhunderts« ist demnach zu bestimmen über seinen Gegenstand (das Recht, die Rechtsprechung), über die Weise, in der dieser Gegenstand thematisiert wird (zum Beispiel in einer bestimmten juristischen Terminologie und Argumentationsform), und über

seine Beziehungen zu anderen Diskursen der Zeit, etwa zu psychologischen oder theologischen Diskursen.

Den vier Verwendungsweisen des »Diskurs«-Begriffs entsprechend unterscheiden sich auch die Begriffe »Diskursanalyse« und »Diskursgeschichte«. Im folgenden geht es vor allem um ihre Verwendung im Sinne von (4). Wieder ist festzustellen, daß die beiden Begriffe in der Literaturwissenschaft – und ebenso in anderen Disziplinen – uneinheitlich gebraucht werden. Nach ihren theoretischen Schwerpunkten lassen sich drei Tendenzen unterscheiden: eine *semiotisch-philosophische* Richtung der Diskursanalyse etwa bei Jacques Derrida (→ DEKONSTRUKTION), eine *linguistisch-psychanalytische* etwa bei Jacques Lacan und Julia Kristeva (→ PSYCHOLOGISCHE ZUGÄNGE) und eine *historisch-genealogische* Richtung vor allem bei Michel Foucault (vgl. FOHRMANN/MÜLLER 1988, S. 14–18), zu denen es jeweils auch feministisch argumentierende Varianten gibt (→ FEMINISTISCHE ZUGÄNGE – »GENDER STUDIES«). Sie alle werden »diskursanalytisch« genannt, nur für die dritte ist auch der Terminus »diskursgeschichtlich« gebräuchlich. Bezeichnet »Diskursanalyse« die genaue Untersuchung von Diskursen, ihren *Funktionsweisen* und *Bedingungen*, so legt »Diskursgeschichte« das Gewicht auf deren *historische Rekonstruktion*. Als Synonym findet man auch den Ausdruck »historische Diskursanalyse«, was die Annahme nahelegt, der historisierende Zugang sei für die Diskursanalyse ohne Zusatzbestimmung nicht zwingend. In diesem Artikel soll es nur um die *historische* Variante der Diskursanalyse und ihre literaturwissenschaftlichen Adaptionen gehen (→ PROBLEMATISIERUNGEN DER HERMENEUTIK).

3. Diskursanalyse bei Foucault

Michel Foucault (1926–1984) war weniger ein systematischer als ein außerordentlich kreativer Denker, der seine theoretischen Positionen oft verändert hat. Einer seiner Kommentatoren bezeichnet sein Werk als »verwirrendes Labyrinth«, dem man kaum die Autorschaft nur einer Person ansieht (FINK-EITEL 1989, S. 10). Auf die verschiedenen Auslegungs- und Ordnungsversuche in der Forschung sei lediglich verwiesen (z. B. DREYFUS/RABINOW 1987, FINK-EITEL 1989, KÖGLER 1994). Wenn in diesem Kapitel einige der Thesen und Begriffe Foucaults vorgestellt werden, dann mit zwei Einschränkungen: Zum einen werden die Thesen und Begriffe stark

vereinfacht, ihre Bedeutungsvielfalt bei Foucault kann und soll also nicht erreicht werden. Zum anderen beschränkt sich die Darstellung überwiegend auf Texte aus den ersten beiden Phasen in Foucaults Werk (vgl. FINK-EITEL 1989, S. 14ff.). Sie werden herangezogen, um die erkenntnistheoretischen Prämissen und wissenssoziologischen Annahmen zu skizzieren, auf die die meisten literaturwissenschaftlichen Adaptionen zurückgreifen.

3.1 Bezugstheorien und Abgrenzungen

Von den zahlreichen Einflüssen, die Foucault aufgenommen und produktiv verarbeitet hat, können hier nur wenige aufgeführt werden, um einen ungefähren Eindruck zu vermitteln. Als wichtigster Ausgangspunkt Foucaults ist der → STRUKTURALISMUS zu nennen – einige seiner Grundannahmen hat er übernommen, von vielen hat er sich explizit abgesetzt (daher auch hier die Rede vom »Post-strukturalismus«; → PROBLEMATISIERUNGEN DER HERMENEUTIK). Dennoch hat er auch die Disziplinen, die sein Denken am stärksten beeinflusst haben, Psychoanalyse, Linguistik und Ethnologie, vornehmlich in ihren strukturalistischen Spielarten zur Kenntnis genommen (vgl. FINK-EITEL 1989, S. 47ff.).

Weil sie besonders einflussreich gewesen ist, sei hier Foucaults Kritik moderner Erkenntnistheorie skizziert. Seit und mit Descartes, so kritisiert er, hätten sich Strategien der philosophischen Tradition durchgesetzt, welche »die Realität« von Diskursen leugneten und den Diskurs als »Spiel mit Zeichen« zu verharmlosen suchten. Zu diesen Strategien zählt er die scheinbar »selbstverständliche« Annahme eines »begründenden Subjekts«, das als Ursprung sprachlicher Äußerungen und Ursache für deren Bedeutung angesehen wird, und die Annahme einer »ursprünglichen Erfahrung«, für welche die Gegenstände Träger von Wahrheit oder Bedeutung darstellen, die Sprache dann »nur noch« ausdrücken muß (FOUCAULT 1974b, S. 31f.). Dagegen stellt er nun die These, daß es nichts »hinter« den Diskursen gebe; anders ausgedrückt: Welt ist nur durch Sprache zu »haben«, wird durch sie nicht etwa repräsentiert, sondern (als diese bestimmte Welt) allererst konstituiert; und diese Sprache wird von vorgängigen symbolischen Ordnungen bestimmt (→ LITERATUR ALS »SYSTEM«). Entsprechend wird auch Wahrnehmung (und sei sie scheinbar noch so »authentisch«) stets durch die diskursive Einbindung der Wahrnehmenden geprägt und ermöglicht; auch sie ist also keineswegs »ursprünglich«. Dem Subjekt, der zentralen Instanz moderner Erkenntnistheorie, kann infolgedessen keine Autonomie

mehr zugeschrieben werden: Es ist abhängig von den Diskursen, in denen es erkennt und spricht und die es selbst überhaupt erst hervorbringen und ausmachen (Foucault).

3.2 Zentrale diskursanalytische Thesen und Begriffe

Foucault hat den Diskursbegriff programmatisch uneinheitlich verwendet; in einzelnen Arbeiten hat er ihn bestimmt, aber mit Gültigkeit oft nur für das spezielle Werk (vgl. M. FRANK 1988). Grob läßt sich unterscheiden zwischen einer weiten und einer engen Begriffsverwendung:

(1) Den *weiten*, schwer präzise faßbaren Diskursbegriff setzt Foucault voraus, wenn er zum Beispiel von dem »großen unaufhörlichen und ordnungslosen Rauschen des Diskurses« spricht (FOUCAULT 1974b, S. 33). Hier wird das Bild einer reichen, gefährlichen, weil »wuchernden« oder »strömenden« sprachlichen Größe entworfen, die im Wortsinne anarchisch ist. Weil dieser Diskurs ordnungslos und unberechenbar ist, erzeugt er Angst und wird mithilfe zahlreicher Verbote und Regeln gebändigt. Diese chaotische Variante eines Diskurses bildet gewissermaßen die »metaphysische« Grundlage (vgl. JAPP 1988, S. 231) für den klarer faßbaren, engen Diskursbegriff, auf den wir uns im folgenden konzentrieren wollen.

(2) »Diskurs« im engeren Sinne ist ein *wissenssoziologischer* Begriff. Foucault bezeichnet damit »eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem zugehören« (FOUCAULT 1973 [1969], S. 156). Die »Aussage« ist Gegenstand verschiedener Klassifikationssysteme: der Logik, der Grammatik, der Sprechakttheorie. Foucault schließt sich keinem dieser Systeme an. Für ihn bezeichnet der Begriff »Aussage« die vereinzelte und kontingente, keinem konkreten Sprecher zuzuordnende »Materialität des zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort wirklich Gesagten« (FINK-EITEL 1989, S. 58). Aussagen transportieren demnach keine feste Bedeutung, und sie sind auch nicht nur deshalb einer Untersuchung wert, weil sie auf etwas außerhalb ihrer selbst verweisen, etwa auf eine Wahrheit, einen Sinn »hinter« ihnen oder auf die Intention eines Sprechenden Subjekts; vielmehr nimmt Foucault sie als schlichte sprachliche »Ereignisse« ernst und analysiert sie »archäologisch«, indem er »positive« Fakten über sie sammelt: etwa wie oft sie wann und in welcher Kombination vorkommen.

»Diskurse« setzen sich aus Komplexen von so verstandenen »Aussagen« zusammen, deren Verbindung oder »Formation« bestimmten Regeln gehorcht. Diese Regeln sind historisch variabel.

Das heißt: die Möglichkeiten und Beschränkungen, Aussagen zu formieren, unterscheiden sich in verschiedenen Epochen. Das »allgemeine System der Formation und der Transformation von Aussagen« nennt Foucault »Archiv«. Um Diskurse zu analysieren, sind also sowohl Aussagen als auch ihre Formationen und deren Bedingungen zu untersuchen – also die impliziten und expliziten Regeln, die zu einem gegebenen Zeitpunkt Diskurse strukturieren: Sie legen fest, welche Gegenstände in einem Diskurs zugelassen sind, mit welchen Begriffen und in welchem Modus (Erzählung, wissenschaftliche Abhandlung, mythologische Darstellung u. a.) über sie gesprochen wird, welche theoretischen Annahmen dabei vorausgesetzt werden, wer redet oder reden darf. Dasjenige »kognitive Ordnungsschema«, mit dem in einer Epoche Alltagswissen und wissenschaftliches Wissen organisiert werden (FINK-EITEL 1989, S. 38f.), bezeichnet Foucault als deren »Episteme« (vgl. FOUCAULT 1971 [1966], S. 46-66).

Diskurse entstehen und regeln sich nicht aus sich selbst heraus. Vielmehr sind sie Bestandteil von sozialen Kräfteverhältnissen, von Praktiken der *Macht* (zum Machtbegriff Foucaults vgl. KÖGLER 1994, S. 91-98). Als ordnungstiftende Kraft manifestiert sich die so verstandene »Macht« in denjenigen Ausschlußverfahren, mit denen ein Diskurs »nach außen« abgegrenzt wird, und in den Kontrollmechanismen, die ihn intern regulieren. Der »medizinische Diskurs« etwa ist dementsprechend als ein Komplex von Aussagen und Regeln aufzufassen, die festlegen, wer wann in welcher Institution und mit welchen Begriffen über Gesundheit und Krankheit spricht und was er damit bezeichnet; entsprechendes gilt für juristische, politische oder literarische Diskurse. Komplexe, in denen Wissen und Macht zusammenwirken, nennt Foucault »Dispositive«; sie lassen sich beschreiben als »machtstrategische Verknüpfungen von Diskursen und Praktiken« (FINK-EITEL 1989, S. 80). Ein solches Dispositiv ließe sich am Beispiel der literarischen Kanonbildung illustrieren, in der innerdiskursive Faktoren – wie Literaturtheorien, literaturwissenschaftliche Maßstäbe, literarische Konventionen – zusammenwirken mit politisch-gesellschaftlichen Kräften, etwa kulturpolitischen Vorgaben (→ WERT, KANON UND ZENSUR; → LITERARISCHE WERTUNG).

3.3 Literatur und ihre Bedeutung

Die Beschäftigung mit Literatur stand für Foucault also nicht im Zentrum seines Interesses, und er hat auch keine systematische

Analyse des literarischen Diskurses vorgenommen. Literatur und Bildende Kunst haben für ihn überwiegend illustrative Bedeutung; er behandelt sie als Beispiele, an denen er andere – etwa erkenntnistheoretische oder wissensorganisatorische – Überlegungen, seine Postulate und historischen Thesen verdeutlichen kann. Dabei wandelt sich die Rolle, die Literatur für Foucault spielt, mit den drei Phasen seines Werks (vgl. KÖGLER 1994, S. 68-79). Hier sollen nur zwei Aspekte erörtert werden, auf die sich die *literaturwissenschaftliche* Diskursanalyse hauptsächlich bezieht.

In seinem Frühwerk, also in den sechziger Jahren, schreibt Foucault der Literatur die Funktion eines »Gegendiskurses« zu, der im Gegensatz beispielsweise zum wissenschaftlichen Diskurs dem dominierenden Machtmechanismus (dem in Analogie zu Nietzsches »Willen zur Macht« so genannten »Willen zur Wahrheit«) nicht unterworfen ist. Literarische Texte stellen Muster und Schemata der Wahrnehmung und Erkenntnis von Wirklichkeit in Frage, die in der Wissenschaft wie im Alltag als normal gelten, und gehen über sie hinaus. Hinter dieser These steht die Annahme, daß gelungene Kommunikation und Verstehen die Ausnahme, Selbstreferentialität dagegen als Normalfall der Sprache anzusehen sei, der in den anderen Diskursen durch entsprechende Regeln nur aufgehoben werde (→ FORMALISMUS UND STRUKTURALISMUS; → DEKONSTRUKTION). Allein Literatur realisiert unter diesen Voraussetzungen die eigentlichen Qualitäten der Sprache: Sie thematisiert die Auflösung des Ich, ist also gewissermaßen subjektlos und verweist allein auf sich selbst. Als Charakteristika literarischer Texte treffen diese Merkmale allerdings nur auf moderne Literatur zu; dementsprechend bezieht sich Foucault auch überwiegend auf symbolistische und besonders auf surrealistische Texte.

Während Literatur in Foucaults frühen Texten schon allein durch ihre Sprachverwendung subversiven Charakter erhält und dadurch »wertvoll« wird, sieht Foucault sie in anschließenden Arbeiten kritischer. Da er sich hier generell auf gesellschaftliche Zusammenhänge und Machtmechanismen konzentriert, nimmt er auch Literatur unter dieser Perspektive wahr. Auch literarische Texte können Bestandteil von Herrschaftsdiskursen sein, können Macht ausüben. »Literatur« ist hier als wertneutrale Bezeichnung für einen wechselnden Gegenstandsbereich aufzufassen, der durch verschiedene innerdiskursive Faktoren (zum Beispiel poetologische Doktrine) und einander überlagernde andere Diskurse (etwa politische, juristische, medizinische) strukturiert ist.

Mit einer der wichtigsten textanalytischen Instanzen nicht nur der Literaturwissenschaft befaßt sich Foucault in seinem berühmten gewordenen Vortrag »Was ist ein Autor?« (FOUCAULT 1974). Ausgehend von Eigenschaften moderner Literatur proklamiert er das »Verschwinden des Autors« (BARTHES 1977a [1968], S. 143-148). Damit ist nicht die Existenz einer empirischen Person gelehnt, die den Text verfaßt. Verworfen werden aber die Eigenschaften, die dieser Person zugleich mit der Bezeichnung »Autor« zugeschrieben werden: die Position und Autorität eines »Zentralsubjekts« (LINK 1988, S. 284), das aus sich heraus erschafft, seine Intentionen im literarischen Text realisiert und das nicht selten als »autonom« gedacht wird. Foucault analysiert den Konstruktcharakter dieses »Autor«-Begriffs und stellt ihn als interne Ordnungskategorie für Diskurse heraus, die verschiedene Funktionen erfüllt, zum Beispiel Texte zu Gruppen zusammenzufassen oder Identitäten herzustellen (→ LITERATUR ALS »SYSTEM«). Die Zuschreibung eines Textes zu einem Autor zählt Foucault zu den »Verknappungsprinzipien«, die den Diskurs (im weitgefaßten Sinne) beschränken (FOUCAULT 1970, S. 34). Zu ihnen rechnet er auch den »Kommentar«, die Wiedergabe eines Textes mit anderen Worten (ebd., S. 18f.). Im *Umgang* mit literarischen Texten übernehmen Interpretationen diese Kommentarfunktion: Interpretieren setzen voraus, daß ein literarischer Text etwas enthalte, das er nicht explizit ausspreche, das ihn aber wichtig mache; und die Aufgabe der Interpretation sei es, dieses Ungesagte auszusprechen (→ HERMENEUTISCHE MODELLE; → FORMEN »TEXTIMMANENTER« ANALYSE). Mit dieser Strategie solle, so Foucault, das Zufällige des Diskurses (wieder im weitgefaßten Sinne) gebannt werden, indem die Kommentare sich an bereits geäußerte Texte »anhängen« und sie nur permanent umformulieren.

4. Diskursanalyse und Diskursgeschichte in der Literaturwissenschaft

In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre wurde die Diskursanalyse als »ein neues Konzept der Humanwissenschaften« (KITTLER/TURK 1977, S. 7) in die deutschsprachige Literaturwissenschaft eingeführt. Was war das Motiv dieses Willens, »traditionelle« Umgangsweisen mit literarischen Texten wie die Textanalyse und die sozialhistorische Rekonstruktion von Kontexten abzulösen? Und warum

wurde gerade in Foucaults Diskursanalyse eine Möglichkeit gesehen, »angemessener« mit Literatur umzugehen?

Angeführt werden allgemein theoretische und gegenstandsbezogene Gründe. Zu den ersteren zählt eine seit den siebziger Jahren zunehmende, generelle Kritik an traditionellen Wissenschaftskonzeptionen. Insbesondere deren Objektivitätsideal und Fixierung auf Rationalität und Wahrheit werden als Fiktionen abgelehnt, entsprechendes gilt für ihre Methoden. Aber auch die theoretischen Voraussetzungen und Ziele der → HERMENEUTIK werden als nicht mehr haltbar kritisiert. Hier richtet sich der Angriff vornehmlich gegen ihren subjektzentrierten Erkenntnisbegriff, etwa die Kategorie der Autorintention, und gegen ihre verstehentheoretischen Grundannahmen, etwa das Konzept der »Horizontverschmelzung« (→ ZUM VERHÄLTNISS VON HERMENEUTIK UND NEUEREN ANTIHERMENEUTISCHEN STRÖMUNGEN). Einige wichtige erkenntnistheoretische Prämissen dieser Kritik überschritten oder deckten sich mit denen Foucaults und begünstigten seine umfangreiche Rezeption.

Die gegenstandsbezogenen Gründe artikulieren Ungelegenheiten an traditioneller, besonders hermeneutischer Interpretationspraxis (→ FORMEN »TEXTIMMANENTER« ANALYSE), aber auch an »szientistischen« Gegenpositionen, zum Beispiel in der Adaption strukturalistischer und linguistischer Analyseverfahren (→ FORMALISMUS UND STRUKTURALISMUS). Kritisiert wird eine Literaturwissenschaft, die Texte nur als Träger von etwas vermeintlich Wichtigerem auffasse, der es nicht eigentlich um die literarischen Texte gehe, sondern um das, was sie bedeuten. Hinzu kam ein literaturgeschichtliches Argument: Moderne Literatur spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts verweigere sich der Fixierung eines Sinns und produziere offene statt geschlossener Texte; daher werde Literatur von einem »sinnsuchenden« Ansatz wie der Hermeneutik ebenso verfehlt wie von allen Konzeptionen, die von einem geschlossenen Werkganzen ausgehen, auf das hin einzelne Elemente und Analyseergebnisse zu beziehen sind – sei es nun hermeneutisch oder strukturalistisch begründet.

Aus Einwänden wie diesen lassen sich bereits charakteristische Gemeinsamkeiten diskursanalytischer Literaturwissenschaft ableiten. Die Diskursanalyse teilt nicht mehr das hermeneutische Ziel, durch bestimmte interpretative Operationen zu einem adäquaten Sinnverstehen des Textes zu gelangen. Schon das triadische Kommunikationsmodell, das den meisten bis dahin vertretenen literaturwissenschaftlichen Theorien und Interpretationsverfahren zugrun-

degelegt worden ist, widerspricht ihren theoretischen Prämissen. In der einfachsten Form dieses Modells wird ein »Dreiecksverhältnis« mit eindeutig fixierbaren Instanzen angenommen: Es gibt den Autor als Urheber eines Textes, den als Einheit verstandenen und auf seinen Produzenten und seine Entstehungssituation verweisenden Text sowie den Leser, der im Verlauf des Verstehens in einen Dialog mit dem Text tritt und sich dessen »Sinn« aneignet. Statt dieser Instanzen untersuchen Diskursanalytiker Prozesse, Relationen, intertextuelle Verweise.

Der Autor gilt nicht mehr als autonomes Schöpfersubjekt. Was er schreibt, ist nicht als Ausdruck seiner Individualität und seiner Absichten zu verstehen, sondern wird bestimmt von der vorgängigen symbolischen Ordnung, an die jeder Mensch durch seine Sprache gebunden ist. Mit jeder Aussage gibt sich ein Sprecher – zumindest dem Diskursanalytiker – als von Diskursen geprägt zu erkennen und keineswegs als freies Subjekt: »Die Plätze des Sprechers und Autors sind von Diskursformationen abhängige Variable.« (KITTLER/TURK 1977, S. 32) Entsprechend werden auch literarische Texte als »Knotenpunkte« im Netzwerk verschiedener Diskurse betrachtet. Sie sind kontingent, ohne feste Grenzen und verweisen nicht auf eine außertextuelle Wirklichkeit, sondern auf andere Texte: Die Diskursanalyse »verabschiedet [...] die Erkenntnisfunktion der Literatur [...]. Wenn sie Referenzbezüge statuiert, dann nicht auf Sachverhalte in oder jenseits einer Kultur, sondern immer nur von Diskursen auf Diskurse.« (Ebd., S. 40; → DIALOGIZITÄT, INTERTEXTUALITÄT, GEDÄCHTNIS) Da es keinen verbindlichen Sinn eines Textes gibt, den sich Leser aneignen könnten, keine Bedeutung, die Interpretieren rekonstruieren könnten, können Rezipienten immer nur ihre eigene Lesart konstruieren.

Mit diesen Zielen und Fragestellungen ist die Diskursanalyse überwiegend kein Verfahren zur Einzeltextanalyse. Wenn sie dennoch auch als solches angewendet wird (so KITTLER 1985a; TURK 1988b), dann unter zwei Perspektiven: Zum einen wird untersucht, welche Diskurse in dem einzelnen Text thematisiert werden bzw. sich in ihm nachweisen lassen; zum anderen wird gefragt, wie die nachweisbaren Diskurse im Text zur Sprache kommen: ob der Text sie reproduziert oder ob er sie – explizit oder implizit – unterläuft. Über diese globalen Gemeinsamkeiten hinaus sollen nun weitere, für verschiedene Richtungen diskursanalytischer Literaturwissenschaft charakteristische Fragestellungen anhand von drei Beispielen vorgestellt werden.

4.1 *Historisch-psychoanalytische Variante*

Paradigmatisch für diese Richtung sind die programmatische Einleitung zu dem Band »Urszenen« (KITTLER/TURK 1977) und Friedrich A. Kittlers »Aufschreibesysteme« (KITTLER 1985b). Die wichtigsten Voraussetzungen liegen in der engen Koppelung Foucaultscher Grundannahmen mit Konzepten der Psychoanalyse und der Linguistik – in der Annahme, daß »Rede, Begehren und Macht unlöslich ineinandergreifen« (KITTLER/TURK 1977, S. 20). Ausgangspunkt ist die These, daß es zum einen unbewußte kulturelle Faktoren, Verbote, gibt, »die das Sprechen steuern« und sich einem reflexiven Erfassen entziehen (ebd., S. 24), und zum anderen »Mythen«, die diese Verbote verschleiern. Beides aufzudecken ist Ziel der Diskursanalyse, deren Anliegen damit nicht nur historisch-rekonstruktiv, sondern auch kritisch-politisch ist (→ PSYCHOLOGISCHE ZUGÄNGE; → SOZIALGESCHICHTLICHE ZUGÄNGE).

Als Gegenstand der literaturwissenschaftlichen Diskursanalyse erscheinen hier erstens diejenigen Diskurse, die diese Verbote und Mythen verwenden und reproduzieren. Dazu zählen auch Interpretationen im traditionellen Sinne, die als Kommentare verstanden werden, die literarische Texte lediglich »verdoppeln« (ebd., S. 36). Die zweite Gruppe von Gegenständen bilden solche Diskurse, denen in verschiedenen Kulturen »paradoxe Sprechakte« zugeschrieben werden: → RHETORIK und Literatur. In einem literarischen Text wird der wahrheitsfunktional bestimmte Diskurs alltäglicher oder wissenschaftlicher Rede durch selbstbezügliches Sprechen »übertreten«, das heißt literarische Texte thematisieren immer ihr eigenes »Geschriebensein« (ebd., S. 37). Diesen Gegenständen widmet sich die Diskursanalyse in drei Aufgabenbereichen: Zum einen untersucht sie die Regeln, nach denen Literatur jeweils bestimmt und abgegrenzt worden ist; zum anderen arbeitet sie die Funktionen heraus, die dem Autor jeweils zugeschrieben worden sind; und drittens analysiert sie literarische »Oberflächenphänomene«, etwa Themen und Motive.

Um diese Aufgaben zu erfüllen, werden Beziehungen zwischen literarischen Texten und anderen – medizinischen, pädagogischen – Texten und Dokumenten hergestellt, die demselben Diskurs angehören sollen. Das Bindeglied wird meist in einem gemeinsamen Thema, einem Denkmuster oder einer Schreibtechnik gesucht. Es werden keineswegs immer zeitgenössische Texte herangezogen, teilweise sind es auch die eigenen Bezugstheorien (Foucault, Lacan), die mit den historischen Texten gekoppelt werden (so etwa bei

KITTLER 1985b, S. 15f.). Dabei gelten Grenzziehungen traditioneller Interpretationspraxis nicht mehr ohne weiteres. Dies zeigt sich beispielsweise darin, daß direkte Verbindungen zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Informationen hergestellt werden und daß Geschichte wie Literatur behandelt wird, wenn etwa historische Konstellationen mit literaturwissenschaftlichen Techniken als Zeichen gedeutet werden.

4.2 *Historisch-philologische Variante*

Die zuletzt genannte Verfahrensweise einer ›textualisierenden‹ Geschichtsbetrachtung findet sich in Arbeiten dieser zweiten Variante der Diskursanalyse kaum. In ihr dominiert vielmehr der historisierende Zugang, während ihre psychoanalytische Orientierung weniger stark ausgeprägt ist. Als exemplarisch seien hier die Arbeiten Nikolaus Wegmanns genannt (WEGMANN 1988a, 1988b). Auf der Grundlage Foucaultscher Prämissen bindet er die Diskursanalyse an ›philologische Qualifikationen‹ zurück, an die philologische Konzentration auf die Schrift (→ DEKONSTRUKTION) und nicht auf einen ›dahinterliegenden‹ metaphysischen Sinn. Damit benennt er eine Anschlußstelle an die ältere literaturwissenschaftliche Tradition, plädiert für eine Diskursanalyse als ›aus dem Geist der philologischen Tradition motivierte[n] literaturwissenschaftliche[n] Lesetechnik‹ (WEGMANN 1988a, S. 350).

Eine wichtige Aufgabe dieser Richtung liegt in der Analyse, Kritik und Revision literarhistorischer Klassifikationen, beispielsweise des Epochenbegriffs ›Empfindsamkeit‹. Das Vorgehen traditioneller Literaturwissenschaftler, nur bestimmte Typen von Kontextwissen zu berücksichtigen, also stark auszuwählen und so ein einheitliches Bild der Epoche zu entwerfen, wird abgelehnt. Statt dessen soll nach den diversen Diskursen gefragt werden, die einander in dem bislang als Epoche der ›Empfindsamkeit‹ bezeichneten Zeitraum überschneiden, ergänzen und widersprechen, nach diskursiven Abgrenzungsstrategien und nach der ›Leitdifferenz‹, die ›empfindsames‹ Sprechen kennzeichnen. In ihren Fragestellungen weist diese Konzeption Ähnlichkeiten mit neueren → SOZIALGESCHICHTLICHEN ZUGÄNGEN auf.

Ein Problem beider bislang beschriebener Richtungen der Diskursanalyse stellt der Literaturbegriff dar: Ist Literatur eigentlich als Gegendiskurs oder ›nur‹ als Schnittmenge von Diskursen aufzufassen? Wenn sie als ›immer schon‹ subversiver Gegendiskurs verstanden wird, dann fällt es schwer zu erklären, warum literarische Texte

dennoch dieselben Machtmechanismen wie andere Texte reproduzieren können. Wird sie als Manifestationsform verschiedener sich überlagernder Diskurse betrachtet, dann bleibt die Frage unbeantwortet, was denn das spezifisch Literarische dieser Redeformation sei (vgl. auch KREMER 1993, S. 103).

4.3 *Semiotische Variante*

Dieses Problem stellt sich semiotischen Diskursanalytikern nicht. Sie ziehen Modelle und Verfahrensweisen der Semiotik heran, die sich mit der Struktur sprachlicher Zeichen und außersprachlicher Zeichensysteme befaßt und ein Repertoire textanalytischer Kategorien zur Beschreibung textueller Mikro- und Makrostrukturen zur Verfügung stellt. Schon aufgrund dieser Bezugstheorie wird der erste Schwerpunkt ihres Interesses deutlich: die besondere Funktionsweise literarischer Texte; den zweiten Schwerpunkt stellt das Verhältnis von Literatur und Diskursen dar. Jürgen Link, prominentester Vertreter dieses Konzepts, differenziert ›Diskurselemente‹ in solche, die nur in einem Diskurs vorkommen (›spezialdiskursive Elemente‹), und solche, die in mehreren Diskursen vorkommen. Diese ›interdiskursiven Elemente‹ verbinden gewissermaßen die zahlreichen spezialisierten Einzeldiskurse. Literatur wird nun als ein Spezialdiskurs aufgefaßt, der eben solche interdiskursiven Elemente, vor allem ›Kollektivsymbole‹, aufnimmt und verarbeitet (LINK 1988, S. 300). Kollektivsymbole sind anschauliche ›Sinn-Bilder‹ (ebd., S. 286), die zeitgleich in verschiedenen diskursiven Zusammenhängen einer Kultur verwendet und jeweils mit unterschiedlichen Wertungen versehen werden.

Eine semiotische Diskursanalyse kann demnach zum einen die Funktion untersuchen, die ein ›Kollektivsymbol‹ in einem literarischen Text hat; zum anderen kann sie das Netzwerk der Beziehungen analysieren, in dem der Text mit der Verwendung dieses Symbols steht. Dabei verweisen die einzelnen Beziehungen des Kollektivsymbols immer auf ganze Reihen von Symbolverwendungen, und die unterschiedlichsten Diskurse lassen sich auf diese Weise kombinieren. Wie komplex eine solche Analyse wird, hat Link am Beispiel des Ballon-Symbols gezeigt (LINK 1983, S. 48-71; dazu im einzelnen → SOZIALGESCHICHTLICHE ZUGÄNGE).

5. Leistungen und Probleme literaturwissenschaftlicher Diskursanalyse

Diskursanalytische Konzepte sind in der Literaturwissenschaft seit ihrem Aufkommen umstritten gewesen: Sie wurden emphatisch begrüßt und heftig kritisiert – neutral haben sich die wenigsten Forscher zu ihnen verhalten. Um einige Streit- und Standpunkte dieser Auseinandersetzungen zumindest anzudeuten (vgl. auch WUCHERPFENNIG 1988), soll abschließend ein Blick auf Leistungen und Probleme diskursanalytischer Untersuchungen geworfen werden.

Eine der Standardfragen lautet, ob die Bezeichnung »Diskurs« nicht nur ein modischer Name für Phänomene sei, die in anderer Terminologie schon lange erörtert worden seien. Diese Frage ist zu verneinen – sowohl für den weiten, unscharfen Diskursbegriff als auch für seine engeren Fassungen. Zwar weisen diskursanalytische Arbeiten Berührungspunkte mit sozialgeschichtlichen, ideen- oder begriffsgeschichtlichen Untersuchungen auf, wenn es ihnen um historisch fixierbare Denk- und Sprechzusammenhänge und die Bedingungen geht, unter denen sie entstehen und erhalten werden. Die Kontexte, die dabei herangezogen werden, können zwar dieselben sein wie etwa in sozialgeschichtlichen Interpretationen; tatsächlich haben Diskursanalytiker aber das Spektrum derjenigen Kontexte und Fragestellungen erheblich erweitert, die als literaturwissenschaftlich relevant gelten. Zum einen haben sie die Medialität von Literatur stärker in den Blick gerückt, als dies bislang geschehen war: Sie fassen Texte nicht mehr als »Transportmittel« für Wissen und Bedeutung auf, sondern berücksichtigen ihre Beschaffenheit, ihre Materialität, indem sie beispielsweise fragen, wie geschrieben wird oder wie Texte präsentiert werden (paradigmatisch KITTLER 1985b). In diesen Zusammenhang gehört auch die zunehmende Aufmerksamkeit auf die Beziehung zwischen literarischen Texten und neuen Wahrnehmungs- und Darstellungstechniken einer Zeit, zum Beispiel Fotografie und Film (→ LITERATUR UND MEDIEN). Zum anderen werden Wissensformen berücksichtigt, die zwar schon in der Geschichtswissenschaft (etwa in »Alltags-« und »Mentalitätsgeschichte«) »entdeckt« worden waren, die aber erst durch ihre programmatische Behandlung in diskursanalytischen Arbeiten zum festen Bestand literaturwissenschaftlicher Fragestellungen gezählt werden können: Wurde Literatur in »traditionellen« geistesgeschichtlichen Interpretationen überwiegend auf philosophische Kontexte oder institutionalisierte Wissensbestände wie naturwis-

senschaftliche Erkenntnisse hin untersucht, so kommen jetzt auch Alltagswissen, kulturelle Wahrnehmungsmuster und Kulturbereiche wie Mode, Eßgewohnheiten und dergleichen in den Blick; die Wahrnehmung der literarischen Texte wird dadurch um einiges komplexer und differenzierter.

Ein zweiter Bereich von Einwänden gruppiert sich um den Wissenschaftsbegriff und seine Prämissen und betrifft Status und Präsentationsform diskursanalytischer Untersuchungen. In diesem Fall wird die Leistung der Diskursanalyse, Ansatzpunkte für eine neue Theoriediskussion gegeben und eine Reflexion bislang unbefragter Prämissen eingeleitet zu haben, nicht bestritten. So hat die Diskursanalyse immer wieder tradierte und konventionelle theoretische Voraussetzungen explizit gemacht und in Frage gestellt, etwa die Kriterien, nach denen Texte als »literarisch« eingestuft werden, die Implikationen der Behauptung, der Autor sei authentischer Urheber eines Textes, oder die Annahme, Texte ließen sich säuberlich von Kontexten unterscheiden. Strittig sind aber gleichwohl die Alternativen, die die Diskursanalyse vorschlägt. Das soll an zwei Beispielen gezeigt werden.

(1) Probleme mit dem Status der Textanalysen: Wenn der literarische Text nicht mehr als intersubjektiver Zielpunkt literaturwissenschaftlicher Forschung angenommen wird, verliert auch die Einzelinterpretation ihren Erkenntnisanspruch. Bedeutungszuordnungen werden beliebig, wenn es keinen Näherungswert gibt, auf den sich Interpretationen zubewegen, oder wenn es kein Kriterium mehr gibt, das ihre Intersubjektivität zumindest hypothetisch garantiert. Wenn in diskursanalytischen Arbeiten Beziehungen zwischen literarischen Texten und Diskursen oder diskursiven Praktiken der Entstehungszeit nachgewiesen werden, so kann ein solches Vorgehen aus der Sicht hermeneutischer Literaturwissenschaft zwar interessant sein, aber keine »erheblichen« Einsichten in den Text als ein Ganzes eröffnen. Aus diesem Gegensatz lassen sich Status und Anspruch hermeneutischer und diskursanalytischer Interpretationen pointiert zusammenfassen: Das Festhalten an der Vermittlung von Erkenntnis steht gegen den Entwurf interessanter neuer Perspektiven auf Literatur.

(2) Probleme mit den Präsentationsformen: Diskursanalytiker haben einen neuen Stil des Sprechens über Literatur etabliert, der besondere Rezeptionshaltungen fordert (und fördert). Die meisten Verfasser diskursanalytischer Texte machen es ihren Lesern, und das gilt nicht nur für Anfänger, nicht gerade leicht: Auffällig sind zu-

nächst die deutliche Vorliebe für wohlgelungene (und wohlklingende) Formulierungen, nicht selten auf Kosten der argumentativen Prägnanz und Klarheit, sowie – gerade bei Vertretern eines ›subversiven Literaturbegriffs‹ – eine Tendenz zum emphatischen Sprechen. Das Verständnis wird auch dadurch erschwert, daß die theoretischen Prämissen und Begriffe meist nicht expliziert werden. Hierin unterscheiden sich diskursanalytische Arbeiten zwar nicht von hermeneutischen; jedoch fällt es Lesern in der Regel leichter, Argumentationslücken in hermeneutischen Interpretationen zu schließen, weil die vorausgesetzte Theorie meist schon in vor-universitären Institutionen wie der Schule vermittelt wird. Eine dritte Schwierigkeit liegt darin, daß in vielen diskursanalytischen Arbeiten eine erhebliche Menge an Informationen präsentiert wird, ohne daß der Bezug zum behandelten literarischen Text immer ganz klar wäre. Wenn keine Auswahlkriterien genannt werden (was in diskursanalytischen Arbeiten ›per definitionem‹ ein Problem ist), wirkt die Bezugnahme beliebig. Dem entspricht auf der Mikroebene der Argumentation eine eher assoziative Verbindung von Argument und Konklusion, die nur nachvollziehbar ist, wenn die Leser ›gleich denken‹. Gründe hierfür liegen auch hier unter anderem im Verzicht auf die kategoriale Unterscheidung zwischen Objekt- und Metasprache, zwischen literarischer Rede und Rede über Literatur, der Folgen für den Sprachgestus und die Maßstäbe der Argumentation hat.

Im Rahmen diskursanalytischer Theoriebildung sind diese Präsentationsformen häufig gerechtfertigt; zu kritisieren sind sie von einem Wissenschaftsbegriff aus, der auf Erkenntnis der Literatur, auf einheitliche Begriffsverwendungen und auf die Trennung von Objekt- und Metasprache abzielt. Letztlich geht es um die Frage, was ein plausibles Argument sei – sie wird von beiden Wissenschaftskonzeptionen her unterschiedlich beantwortet. Deshalb enden die meisten Diskussionen um das Für und Wider diskursanalytischer Verfahren bei diesen ›letzten Fragen‹.